

Ein realistischer Blick auf das Deutsche (nicht nur) als Wissenschaftssprache

Ludwig M. EICHINGER

Abstract

A realistic look at German (not only) as a scientific language

During the 19th century German became similar to French and English in its general importance. This position was largely due to the influence of the newly reformed system of education and research in which German speaking countries played an important role. Obviously, things have changed since then, the use of German nowadays reflects its status as a large European language, with the international language being English. This change in status is often seen as a fundamental loss. But, taking into account all the prerequisites and historical developments of the linguistic landscape, German has been rather successful. Arguments for this position – and corresponding facts - are presented in the following paper.

Key words: German, standard language, language policy, scientific language

ORCID: 0000-0003-4876-2103

Contact: University of Ostrava, ludwig.eichinger@icloud.com

DOI: 10.15452/StudiaGermanistica.2024.35.0001

1. Worauf man sich bezieht

1.1 Was ist realistisch

Die Aufforderung, doch einmal realistisch zu sein, verspricht zumeist nichts Gutes. Sie setzt voraus, man habe erkennbar eine unangemessen positive Sicht der Dinge, um die es gerade geht.

So ist denn auch die Diskussion um den jetzigen Zustand der deutschen Sprache und zu ihrer vergangenen wie erwartbaren Entwicklung sehr bemüht, in diesem Sinne realistisch zu sein. Praktisch heißt das sehr oft, dass die Geschichte der deutschen Sprachwelt, wie wir sie kennen, als Geschichte von Verlusten, also von einer wahrgenommenen und zu bedauernden Verschlechterung, erzählt wird. Ohne jeden Zweifel gibt es Veränderungen, die man allein betrachtet als das Verschwinden von etwas verstehen kann, und die dann als Verschlechterung oder Verlust beklagt werden.

Gerade wenn es um die heutige Bedeutung des Deutschen als Sprache der Wissenschaft oder der Wissenschaften geht, wird gerne beklagt, dass sie nicht mehr dieselbe sei wie früher, es wird ein gravierender Bruch in einer sozialen Praxis wahrgenommen (s. Reckwitz 2024:42). Der Rückgang

des Gebrauchs des Deutschen in diesem Bereich gilt als paradigmatisch für negative Tendenzen der Entwicklung des Deutschen insgesamt und kann als prototypische Instanz eines entsprechenden kulturellen, aber auch eines Statusverlustes gelesen werden. Wie weit das eine realistische Interpretation ist, wollen wir im Folgenden etwas genauer besprechen; mit der neueren Diskussion über Realismus, wie sie etwa Markus Gabriel (s. z. B. Gabriel 2014:193) betreibt und auch mit den umfangreichen Überlegungen, die Andreas Reckwitz in seinem Verlust-Buch anstellt, gehören diese Verlustnarrationen selbst als Faktoren zu einem realistischen Blick auf die Entwicklung des ausgebildeten Neuhochdeutschen, deren entscheidende Phase mit einer Vielzahl von Veränderungen und einem großen Umschwung in der allgemeinen Geltung des Deutschen vor etwas 250 Jahre beginnt.

1.2 Die Emanzipation des Deutschen im europäischen Kontext

1.2.1 Der Weg

Auf das Ende des 18. Jahrhunderts zu hatte man eine Form, einen Platz und eine argumentative Basis gefunden, um sich als ein relevanter Mitspieler unter den Großen der europäischen Sprachlandschaft zu positionieren. Die Form war eine weithin akzeptierte Ausgleichsform des damals so genannten Hochdeutschen, der Platz war die mehr und mehr bürgerlich geprägte Öffentlichkeit und die argumentative Basis war der sprachliche Erfolg in einer Vielzahl von gesellschaftlichen Bereichen, von der Literatur über die Pädagogik und Philosophie bis zum Rechtswesen.

Als Maßstab für den Gewinn eines angemessenen Status galt der Zustand des Französischen und des Lateinischen. Verbunden war das mit der allmählich immer dominanter werdenden Geltung einer bürgerlichen im damaligen Sinn „politischen“ Öffentlichkeit – unter feudalen Organisationsformen. Der sprachlichen Form, auf die man sich geeinigt hatte, und den Textformen und -stile, die sich allmählich herausbildeten, traute man zu, in angemessener Weise in der damals ganz eurozentrischen Welt mit den Großen, dem Englischen und dem Französischen (und mit der alten Wissenschaftssprache Latein) mitzuspielen (vgl. Eichinger 2017). Manch einer sieht mit diesen Entwicklungen geradezu das Ende einer idealen Entwicklung gekommen und wünscht sich, es sei damit eine Art Ende der Geschichte erreicht. So stellt Johann Christoph Gottsched, wirkmächtigster Grammatiker der entsprechenden Normierung fest, allerdings nicht völlig ernsthaft:

„Aus dieser Ursache nun wäre es zu wünschen, daß unsere Sprache bey der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte; weil sie, allem Ansehen nach, denjenigen Grad an Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, worinnen sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist.“ (Gottsched 1762:55–56).

Und tatsächlich orientieren sich auch die großen Autoren der später als klassisch betrachteten deutschen Literatur an den neu gefundenen Übereinkünften. So lernen wir, aus einem Brief Johann Wolfgang Goethes an Friedrich Schiller, dass beide (wie andere auch, etwa Jean Paul; zur kritischen Sicht Klopstocks s. Eichinger 1990:89) z. B. sich an Johann Christoph Adelungs ‚Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart‘ orientierten, was strittige Wortschatzfragen angeht. Dass Goethe selbst im Studium der Sprache halber zu Gellert nach Leipzig geschickt wurde (und auch Gottsched noch traf), ist eine passende Fußnote dazu (vgl. insgesamt Eichinger 1990).

Hier schicke ich meinen Adelung; verzeihen Sie daß ich den Ihrigen wohleingepackt an Voß geschickt habe, der dessen zu einer Recension von Klopstocks Grammatischen Gesprächen höchst nöthig bedurfte. (Goethe an Schiller, 26.1.1804; Briefwechsel 1829:257–258)

Kenntnis und Gebrauch dieser Sprachform verbeitern sich aber weit über diese sprachlichen Eliten hinaus; die zunehmende Möglichkeit, solch eine Sprachform zu gebrauchen, reflektiert wie gesagt die Durchsetzung des Bürgertums in der Öffentlichkeit. Auch der dramatische Ausbau der Schulpflicht in den deutschsprachigen Staaten und Herrschaften – wir befinden uns ja gerade in einer Phase, die für den deutschen Sprachraum als die pädagogischen Jahrzehnte apostrophiert

wird– trägt zur Popularisierung ihres Gebrauchs und der Verfestigung der gewonnenen Normen bei (s. Osterhammel 2009:1118–1122, 1131–1132). Die Entwicklung hier ist offenbar recht dynamisch.

Schon im Jahr 1817 kann dann Goethe feststellen, die deutsche Sprache habe nunmehr aufgrund der Bemühungen des 18. Jahrhunderts einen Zustand erreicht und in ihrer solcherart ausgebildeten Form eine solche Verbreitung erfahren, dass nunmehr alle Bedürfnisse einer bürgerlichen Öffentlichkeit mit ihr erfüllt werden könnten (vgl. sozialhistorisch Wehler 1989:239–240).

„Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihülfe hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte.“ (Goethe 1817 [1902]: 115–116)

Aus der Sicht des 18. Jahrhunderts könnte man sagen, die deutsche Sprache habe damit mit dem Französischen und dem Englischen – das damals aber nicht so sehr als Konkurrent im Fokus stand, aber für Status und Form der deutschen Aufklärung durchaus eine Rolle spielte – gleichgezogen. Das stimmt zweifellos im nationalen Raum der deutschsprachigen politischen Einheiten und im Hinblick auf das gegenseitige Verhältnis der drei großen europäischen Sprachen einer europazentrierten Welt.

Es gibt aber dann doch deutliche Unterschiede in den Voraussetzungen der drei Sprachen, die längerfristig zum Tragen kommen und in unterschiedliche Wege der Entwicklung weisen. Denn zweifellos waren das Deutsche, das Englische und das Französische die drei dominanten Sprachen auf dem Wege der – eurozentrischen, imperialistischen und national grundierten – Verwandlung der Welt im 19. Jahrhundert, wie das Jürgen Osterhammel in seinem Buch mit diesem Titel genau und im Detail dokumentiert (s. Osterhammel 2009:1109–1110). Das zeigt unter anderem ihr Rang als die klassischen Schulfremdsprachen, die sie bis heute in Europa darstellen.

Tatsächlich wurde aber mit der Schaffung der Möglichkeit für das Deutsche, Alles angemessen und wohlgeordnet erfassen zu können, lediglich eine der Voraussetzungen dafür geschaffen, überhaupt international wahrgenommen werden zu können. Und natürlich gehört dazu, dass das Deutsche zu dieser Zeit Neues und Interessantes – ja einen eigenen wissenschaftlichen Denkstil (im Sinne von Fleck 1935) – in die Diskussion einbringen konnte. Wie immer man das genau bemessen will, die Dinge haben sich seither ganz entschieden verschoben. Die Fokussierung auf diese positive „Hochzeit“ des Deutschen sieht von den Bedingungen ab, die schon während der „Erfolgsphase“ des 19. Jahrhunderts die Weiterentwicklung der Sprachenlandschaft prägen.

2. Die Rolle der Wissenschaftssprache

2.1 Die deutsche Sprache als Medium fachlichen Wissens

Was das Deutsche angeht, so kann man dafür auf zwei Faktoren verweisen, die seinen Status und seine weitere Entwicklung prägen und bei den beiden anderen „großen“ Sprachen des 19. Jahrhunderts nicht so gelten.

Der eine Unterschied zu den anderen beiden Sprachen ist, dass die Festigung der deutschen Hochsprache einigermäßen gleichzeitig mit einem wissenschaftlichen Aufschwung und mit einer Umdefinition und Umorganisation von wissenschaftlicher Tätigkeit übereinkam, die vom deutschen Sprachraum ausging und sich als höchst erfolgreiche Innovation erwies (s. Osterhammel 2009: 1140–41, 1157). Während das Französische im 18. Jahrhundert auch als Sprache der Wissenschaft noch als vorbildhaft gilt (s. Osterhammel 2009:1110) – man denke an die große *Encyclopédie* – und das Englische eher beiläufig diesen Platz als Repräsentant einer alternativen – pragmatischen – Form der Aufklärung einnimmt, wird das Fehlen entsprechender Möglichkeiten im Deutschen seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts beklagt. Prominent werden diese Klage und entsprechende Forderungen durch Gottfried Wilhelm Leibniz vorgetragen, wenn auch seine entsprechenden deutschsprachigen Schriften erst posthum erscheinen. Er selbst schreibt (fast immer) Lateinisch und Französisch.

„Alles studiren und lesen soll künfftig meistens in teutschen büchern geschehen, auch was man schreibt, teutsch antworten. Im reden und schreiben muss man sich zu kurzen wohl geschlossenen periodis gewöhnen, die flickwörther meiden, denen wörthern liecht und krafft geben. Allezeit also reden, wie es gleich zu papier gebracht werden könnte. Die gebrauchlichsten formeln und redensarten sich wohl einbilden, damit sie ungezwungen und von selbstn fließen.“ (Leibniz 1999: 2703)

Nicht zuletzt die Preußische Akademie der Wissenschaften im Jahr 1700, die Leibniz auf den Weg gebracht hatte, orientierte sich an diesem Ziel, wenn auch nicht von Anfang der Planung an. Sie ging dann aber schnell wieder zum Französischen über – und nicht zuletzt der dann herrschende Friedrich Wilhelm I war von den neuen Ideen nicht sehr angetan. Er zog ihren realen Nutzen stark in Zweifel. Das führte nicht zuletzt zu einer Umverteilung der Finanzmittel, die der König eigenhändig in einer Form anordnete, die auch als ein Beispiel für die damaligen Mühen mit dem Deutschen angesehen werden kann (vgl. insgesamt Harnack 1901).

„Leibnitz soll hinführo 300 thlr. haben, der Secretarius 200 thlr. hinführo, [...] Diese 1000 sollen dem Gundelsheim quartaliter mit 250 thlr. gezahlet werden vor meine angerichtete Sossissiaetaet [gemeint: Collegium medicum/L.E.], die Viell. nützl[icher] ist als diese narrenpossen. Meine Sossiaet ist vor der weldt und Menschenbeste, die andehre nichts als der Dollen menschen Ihre curieusitet Dieses ist mein Wille sonder Remonstracion und soll der Ober Marechall ausfertiechen lassen.“ (Harnack 1901:150 (Friedrich Wilhelm I, eigenhändig)

Die gerade zitierten Texte weisen auf zwei Aspekte, die den Gebrauch des Deutschen als Sprache, die man in öffentlichen Kontexten gebrauchen könnte, einschränkten. Bei Leibniz geht es darum, dass sie noch der formalen Weiterentwicklung und der Übung in neuen Texttypen bedürfe. Die Gestalt des Schreibens von Friedrich Wilhelm spiegelt auch den Tatbestand, dass das Deutsche in den herrschenden Kreisen der Gesellschaft noch nicht als eine Sprache angesehen wurde, die man in geordneter Weise gebrauchen könnte oder sollte (s. Martus 2015:306–307; Eichinger 2023:215–221).

Aber jedenfalls hatten die gebündelten Initiativen zum Voranbringen der Deutschen, die sich seit den 1720er Jahren beobachten lassen (vgl. Eichinger 2023; auch Eichinger 1990), zur Folge, dass wie geschildert, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts – der vielfältig besprochenen „Sattelzeit“ hin zu einer bürgerlich-republikanisch geprägten Diskurswelt (vgl. z. B. Wehler 1987:204; Eichinger 1990:75–76) – eine weithin akzeptierte gemeinsame hochsprachliche Form des Deutschen erreicht war und benutzt wurde.

Die Durchsetzung dieser Form steht in engem zeitlichem, aber auch institutionellem Zusammenhang mit der beginnenden Professionalisierung einer modernen Wissenschaft. In diesen Kontext gehört auch die Entwicklung eigener wissenschaftssprachlicher Strategien. Das betrifft die Weise, wie man zu schreiben hatte, um einen angemessenen wissenschaftlichen Stil zu erreichen. Es wurde damals ein für lange Zeit dominanter wissenschaftlicher Stil entwickelt, der es ermöglichen sollte, mit komplexen Sachverhalten sprachlich angemessen umzugehen. Dabei wurde neu definiert, wie das Verhältnis von explizit Auszusprechendem und implizit Angesprochenem sprachlich gefasst werden sollte, d.h. was der Komplexität der Sache sprachlich entsprechen sollte. Von einer deutlichen Reduktion einer barocken – an schier endlos anreihenden Perioden orientierten – Kodierung von Komplexität kam man zwischendurch zu einer Phase einer grundlegenden Vereinfachung. Für sie war die Orientierung an Einfachheit und Deutlichkeit grundlegend, für die man ein Vorbild im Stil gebildeten Sprechens zu finden meinte (vgl. z. B. Eichinger 1991:63). Für die neue fachliche Schriftlichkeit schien das dann aber letztlich zu wenig kondensiert. So war man im beginnenden 19. Jahrhundert zu einem Konsens und neuen Kompromiss bei der Kodierung komplexer Sachverhalte gekommen. Es ist geprägt durch die bekannte und seither häufig kritisierte Ballung verschiedenartiger Information in den nominalen Elementen. Seltener wird der damit unmittelbar verbundene strukturelle Effekt gesehen, dass so die Hauptaussagen einfacher strukturiert werden. Gerade die zeitgenössische Philosophie scheint den Zeitgenossen zu übertreiben; so kritisiert schon Friedrich Gottfried Klopstock, der die syntaktische Entwicklung insgesamt gutheißt, ironisch Immanuel Kants übertriebenen Gebrauch von Komposita (S. Eichinger 1990:90) und bei Wilhelm Hauff heißt es:

„Es ist wahr, die eigentlichen Gelehrten bei uns bilden sich eine eigene Sprache; sie konnten sich aus dem frühern lateinischen Jargon nicht gleich in das ehrliche Deutsch finden. Daher kommt es, daß man bei uns außer Platt-Schwäbisch und Hoch-Deutsch, auch noch Kantisch, Schellingsch, Heglisch ec. spricht und schreibt: [...] es ist kein Wunder, daß man Kant ins Deutsche übersetzt hat.“ (Hauff 182:148)

Nun gilt Georg Wilhelm Friedrich Hegel unter anderem auch bei Georg von der Gabelentz (1901: 456) als Paradebeispiel für nominale Verschachtelung. Und tatsächlich repräsentieren Sätze wie der folgende in ihrer nominalen Verdichtung und Vereinfachung der syntaktischen Hauptstruktur gut das Typische seiner Syntax.

„Die vielfache sich in sich unterscheidende Ausbreitung, Vereinzelung und Verwicklung des Lebens ist der Gegenstand, gegen welchen die Begierde und die Arbeit thätig ist.“ (Hegel 1807 [1979]:14)

Tatsächlich bleiben die entsprechenden Strategien der Kodierung in manchen Wissenschaftstraditionen aber lange prägend, wie der folgende Beleg eines durchaus progressiven Soziologenpaars noch aus dem Jahre 1990 zeigt.

„Die Besonderheiten der Gegensätze in den Lebenslagen von Männern und Frauen lassen sich in Abgrenzung von Klassenlagen theoretisch bestimmen. [...] Die mit der Enttraditionalisierung der Familie hervortretenden Gegensätze zwischen den Geschlechtern brechen wesentlich in der Zweisamkeit auf [...].“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990:38)

Es ist zweifellos so, dass die Ausbaumöglichkeiten deutscher Nominalphrasen entsprechende Strukturen anbieten. So kann z. B. die Erweiterung von Adjektivattributen links vom Nomen zur Kondensierung von Propositionen genutzt werden – beide Beispieltexte nutzen das; weder im Französischen noch im Englischen ist das so möglich. Da andererseits die Verdichtung in Nebensätzen und ähnlichen Strukturen eher gemieden wurde, da sie an die überwundene periodische Entfaltung erinnerten, war das eine erfolversprechende Strategie.

Jedenfalls ist das die Sprachform, in der an den neuen Universitäten Wissenschaft betrieben werden wird. Der „neue“ Typ der Forschungsuniversität und seine Erfolge werden es sein, die im 19. Jahrhundert das Deutsche als Sprache der Wissenschaften interessant und wirksam werden lassen (s. Osterhammel 2009:1140–1145). Zudem konnte man davon ausgehen, dass sie aufgrund der Durchsetzung der gefundenen Hochsprachform im Bildungssystem auf ein in dieser Hinsicht kompetentes Publikum treffen würde (s. Osterhammel 2009:1120–21; Wehler 1987: 289–291). So ist der Erfolg des deutschen Universitätssystems – und später auch der technischen Hochschulen und der deutschen industriellen Forschung – auch mit dem Erfolg des Deutschen als Wissenschaftssprache verbunden. Das betrifft nicht zuletzt die „neuen“ Naturwissenschaften, die zudem auch praktische industrielle Erfolge aufzuweisen hatten – ein bekanntes Beispiel ist die Chemie (s. Wehler 1997:615). Es gilt aber auch für andere neue, auch praktische Wissenschaften wie etwa die Medizin, die z. B. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein einen hohen sprachlichen Einfluss auf die Ausbildung in Japan genommen hat (vgl. z. B. Muroi/Watanabe 2003) oder die Psychologie und Psychoanalyse. Es gilt aber auch für die aufkommenden Sozialwissenschaften, so studiert z. B. der Begründer der französischen Soziologie, Emile Durckheim, in den 1880er Jahren noch in Deutschland (s. Lepenies 206:220; Müller 2019:10–11; vgl. Osterhammel 2009:1155–1157). Zu dieser Zeit gewinnt das Deutsche noch einmal an Ausstrahlung. Das geschah zudem in einer Phase, in der Volkssprachlichkeit als Teil einer republikanischen nationalen Idee ein wesentliches ideologisches Konzept darstellte.

Die Volkssprachlichkeit der Wissenschaft stellte sich so einerseits als Mittel dar, um auf dem Weg über das Bildungssystem das wissenschaftliche Potential zu erhöhen, und andererseits als der aufgeklärte Wunsch, über die Formulierung in der eigenen Sprache das Wissen in größerer Breite zur Verfügung zu stellen, die Entzauberung der Welt in die Gesellschaft zu tragen. Auch wenn diese republikanische Idee auch wegen der Voraussetzungsreichtums und der Komplexität der wissenschaftlichen Untersuchungen und Darstellungen nicht so einfach ist (vgl. schon Weber 1919:488).

2.2 Weltsprache der Wissenschaft?

Für das deutsche Bildungsbürgertum als der einflussreichsten gesellschaftlichen Gruppe war die Wertehaltung der deutschen Sprache besonders bedeutsam, gab es doch im Unterschied zum Englischen und zum Französischen keine korrespondierende staatliche Organisationsform. Da wir uns auch in der Phase der nationalen Arrondierung befinden, ist dieser Gedanke naheliegend. So schien das bis dahin wissenschaftlich vorherrschende Lateinische aus verschiedenen Gründen keine angemessene Wahl mehr zu sein. Auch wenn z. B. Arthur Schopenhauer diese Entwicklung bedauert, dass damit eine Basis für eine übergreifende Interaktion entfallen sei.

„Die Abschaffung des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache und die dagegen eingeführte Kleinbürgerei der Nationalliteraturen ist für die Wissenschaften in Europa ein wahres Unglück gewesen. [...] Nun ist aber die Zahl der eigentlich denkenden und urteilsfähigen Köpfe in ganz Europa ohnehin schon so klein, dass, wenn man ihr Forum noch durch Sprachgränzen zerstückelt und auseinander reißt, man ihre wohlthätige Wirksamkeit unendlich schwächt.“ (Schopenhauer § 255)

Diese Befürchtung hat ihre Berechtigung nicht zuletzt darin, dass sich mit der Verbreiterung der Bildung – noch dazu mit einem althilologischen Schwerpunkt – das gesamte Sprachenregime veränderte. Die beiläufige Mehrsprachigkeit einer bürgerlichen Elite im deutschen Sprachraum, die mit Französisch, Englisch und oft auch Italienisch umgehen konnte, war keine tragfähige Konstruktion mehr. Dass die Wahl einer Schulfremdsprache heutzutage quer durch Europa auf die einzige große Weltsprache, das Englische, fällt, kann man auch als Reaktion auf dieses Manko verstehen.

Aufgrund der geschilderten sprachhistorischen Konstellation spielt die Stellung als Wissenschaftssprache für das Deutsche eine herausgehobene Rolle. Die beiden Konkurrenten sahen nicht die Notwendigkeit, sich an dieser Stelle besonders zu profilieren – man hatte einen staatlichen Bezug und hatte seine Rolle als Wissenschaftssprache – und die Wissenschaftssysteme waren anders organisiert. Wie man weiß, haben dann vor allem die us-amerikanischen Universitäten an das Konzept der Forschungsuniversität angeschlossen – aber das wird erst zum Ende des 19. Jahrhunderts wirksam.

3. Globale und europäische Sprachen

3.1 Geltungsbereiche

Die geringere Bedeutung dieses Bereichs für die Stellung des Englischen und des Französischen hat auch mit dem zweiten Punkt zu tun, in dem die deutsche Sprache andere Bedingungen hat als die französische und die englische.

Bei aller Wirkung der Wissenschaftssprache blieb das Deutsche doch eine europäische Sprache mit einer gewissen Neigung zum europäischen – slawischsprachigen – Osten. Wie das über die Jahrhunderte nachgewirkt hat, sieht man daran, dass Claude Hagège nach der politischen Wende wieder eine Abgrenzung des französischsprachigen Westens und eines deutschsprachigen Ostens kommen sah – was als generelles Muster in Anbetracht der zwischenzeitlichen Geltung des Englischen etwas aus der Zeit gefallen scheint (vgl. die Kapitel 3 und 4 in Hagège 1992). Wenn man allerdings betrachtet, wie sich das bevorzugte Erlernen des Deutschen und des Französischen als Fremdsprache verteilt, sieht man doch das Echo dieser Verteilung bis heute. Nach dem eruydice-Bericht von 2023 (2024:87) sind Deutsch und Französisch (mit 20% bzw. 18,9%) die beiden meistgelernten gymnasialen Schulfremdsprachen in Europa, und zwar das Deutsche in den mittel- und südeuropäischen Ländern (Bulgarien, Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Nordmazedonien, Polen, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ungarn), außerdem in der westlichen germanisch-sprachigen Nachbarschaft (Dänemark, Luxemburg und den Niederlanden). Das Französische wird dominant in den zumeist romanisch-sprachigen Ländern Zentral- und Südeuropas gelernt.

Was das Französische angeht, so hat Jürgen Osterhammel (2009:1110) festgestellt, der schleichende Bedeutungsverlust des Französischen als internationale Wissenschaftssprache sei in Frank-

reich nicht so recht bewusst geworden, da sich durch das Ausgreifen im Kolonialismus die Zahl der Sprecher des Französischen im 19. und 20. Jahrhundert deutlich vergrößert hat. Anders ist die Sache im Englischen, das über die koloniale Ausbreitung von Großbritannien aus, und dann in Sonderheit durch die wachsende Bedeutung der USA zu der Weltsprache wurde, die auf allen Stufen der Kommunikation als mehr oder minder gut funktionierendes Bindeglied weltweiter Kommunikation dient – und damit auch nicht zuletzt im Bereich der Wissenschaft (s. Eichinger 2017:48–49).

Wie auch immer das im Einzelnen ist, der deutsche Kolonialismus hat auf jeden Fall keine nennenswerten Folgen für die internationale Verbreitung des Deutschen oder auch seine Stabilisierung als Wissenschaftssprache gehabt.

Von daher war offenkundig, dass der Einfluss des Deutschen durch diese Fokussierung auf den europäischen Raum beschränkt sein würde. Mit jeder Phase der Globalisierung, die über den europäischen Einflussraum hinausreichen würde, sollte daher der Einfluss der nicht so sehr auf Europa beschränkten – aber im Wissenschaftsraum entsprechend ausgewiesenen – Sprachen erhöhen. Dass das im 19. und 20. Jahrhundert im Wesentlichen keine weiteren Sprachen als die drei genannten waren, erklärt das heutige Sprachenbild: diese Differenzen erklären aber den Verlust des Welt-sprachenstatus des Deutschen zu einer Art Phantomschmerz. Da war schon mal etwas Besonderes, aber doch etwas, was nur unter den ansonsten gegebenen Bedingungen funktionieren konnte. Und da stimmt auch unabhängig davon, ob man einer Fortschritts- oder einer Verlustideologie anhängt.

3.2 Deutsch als (große) europäische Sprache

3.2.1 Die Verschiebung der Vergleichsmaßstäbe

Wir wollen uns nicht weiter damit aufhalten, wie sich das nun durch das letzte Jahrhundert weiterentwickelt hat. Dass das Deutsche zusätzlich durch die beiden Kriege und den Nationalsozialismus nicht nur in der Einschätzung, sondern auch in der realen Geltung geschwächt worden ist, ist ein Faktor, der die Dinge noch verschärft, von denen das moderne Sprachregime aber ohnehin geprägt worden wäre. Man kann jetzt sicher darüber rasonieren, was geschehen wäre, wenn diese verheerenden Ereignisse nicht stattgefunden hätten.

Im eurozentrischen 19. Jahrhundert war man mit dem Status, den das Deutsche einnahm, eine globale Sprache (zumindest der Wissenschaft), da die globale Welt eine andere war. Mit der Verschiebung der Teilnehmenden heißt Globalisierung aber plötzlich etwas Anderes. Das setzt einerseits beim imperialen Ausgreifen der anderen beiden europäischen Sprachen an, und erreicht mit dem Eingreifen der USA als nicht-europäischer Macht in die internationalen (auch wissenschaftlichen) Kontexte eine neue Stufe. Die erhöhte Internationalisierung und Ausweitung der Globalisierung der realen und kulturellen Märkte führt notwendig zu einem neuen Sprachregime; die Markt- und Machtfragen, die hinter der Durchsetzung einer Weltsprache stehen, haben sich grundlegend verändert.

Das Deutsche konnte im frühen 19. Jahrhundert die Chance eines innovativen Bildungs- und Forschungssystems nutzen, die sich im späten 19. Jahrhundert erfolgreich mit einer dynamischen wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung verband; allerdings in einem Rahmen, der sich dann dramatisch veränderte, auch was die Konkurrenz anging, mit der man es seither zu tun hat. Der Erste Weltkrieg – mit dem folgenden zeitweisen Verbot von Aktivitäten in der deutschen Wissenschaftssprache – sowie insbesondere der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg haben das Ihre, - was hier nicht mehr genauer ausgeführt werden kann – dazu beigetragen, dass sich der wissenschaftliche Weltmarkt und die sprachlichen Praktiken in der Wissenschaft in Richtung auf das Englische verändert haben.

Das betrifft die ehemaligen anderen großen zwei europäischen Sprachen besonders – und bei aller erkennbaren Differenz zumindest im europäischen Rahmen in ähnlicher Weise. In Manchem sehen sie jetzt recht ähnlich aus:

So sind Deutsch und Französisch die Sprachen mit den meisten muttersprachlichen Sprecherinnen und Sprechern in der EU, sie machen etwa 20% (deutsch) und 15% (französisch) aus (eurobarometer 2024:10; es folgen Italienisch mit 13%, Polnisch und Spanisch mit je 9%). In der Gesamtgröße der beiden Sprachen (incl. Zweit- und Fremdsprache) gibt es wegen der internationalen Verbreitung des Französischen einen erheblichen Unterschied, im Vergleich der weltweit meistverbreiteten Sprachen aber fällt als Parallele doch auf, dass es bei beiden Sprachen insgesamt eine deutliche Differenz zwischen der Zahl der Nutzer als Muttersprache und als Zweit- und Fremdsprache gibt. Dazu passt, dass in der EU für beide Sprachen jeweils 10% mehr unter den Befragten angeben, sie würden die Sprache einigermaßen beherrschen, als der Anteil der muttersprachlichen Personen ausmacht, also ca. 30% für das Deutsche und 25% für das Französische (eurobarometer 2024:21). Als Punkt für die Vertretung im Internet könnte man nennen, dass sie auch z. B. in der Wikipedia 2024 eine ähnliche (relativ hohe) Repräsentanz zeigen, mit Platz 2 (Deutsch) und 3 (Französisch) (nach Englisch s. URL 1) unter den großen Sprachen. Und was den Status als Wissenschaftssprache angeht, so zeigt sich in den „sprachbetonten“ Geisteswissenschaften eine ähnliche weltweite Verbreitung; im englischsprachigen Raum lesen Geisteswissenschaftler zu etwa 70% französische, 60% deutschsprachige Titel (dann folgt mit ca. 20% Italienisch; s. Berens et al. 2010:32).

3. 2. 2 Subsidiäre Wissenschaft?

Wenn man nach diesen Überlegungen noch einmal die heutige Vertretung im Markt der Sprachen der Wissenschaft betrachtet, so führt das für eine Sprache wie das Deutsche mit seiner Geschichte als Wissenschaftssprache zu einem funktional differenzierten Bild (vgl. zum Folgenden Eichinger 2017:60–65). Tatsächlich ist auf dem internationalen Markt der Naturwissenschaften und entsprechenden v.a. theoretische oder spezifisch technisch orientierten Wissenschaften die internationale Sprache Englisch bei Publikationen die unausweichliche Wahl. Auch in der praktischen kooperativen Forschung ist Englisch das normale Medium. Für eine große europäische Sprache wie das Deutsche bleibt nach wie vor die Frage, wie dieser Punkt z. B. mit den Modalitäten der Einführung in die Wissenschaft in Ausgleich gebracht wird. In der Lehre findet sich in vielen Fällen auch in diesen Fächern eine Mischung der beiden Sprachen. Zudem sind das Wissenschaften, in denen die sprachliche Form nicht die entscheidende Rolle spielt.

Eine mittlere Stufe findet sich in vielen Sozialwissenschaften, deren Beschreibungs- oder Regelungsobjekt. Häufig in der muttersprachlich deutschen Gesellschaft liegt. Neben großen Teilen der Rechtswissenschaft ist das etwa auch in Fächern wie der Soziologie oder der Betriebswirtschaftslehre der Fall. Dabei spielt die internationale englischsprachige Diskussion v.a. im theoretischen Hintergrundbereich – und bei einer Teilnahme an der entsprechenden Tradition eine große Rolle. Allerdings schreiben gerade derzeit die im Gespräch befindlichen Soziologen wie Andreas Reckwitz, Hartmut Rosa oder Steffen Mau dicke deutschsprachige Bücher – allerdings in einem kolloquial-narrativen wissenschaftssprachlichen Duktus, der zweifellos englischsprachigen Vorbildern (wie etwas Richard Sennett) Einiges verdankt.

Am bedeutsamsten gilt die jeweilige Sprachlichkeit bei den Geisteswissenschaften, die ja im Englischen gar nicht zu den *sciences* gehören. Auch hier gibt es natürlich den Sprachwechsel, aber nicht nur in der Germanistik (vielleicht weniger im linguistischen Teil) sind die Publikationen in deutscher Sprache in vielen Fällen die primäre Wahl; manche Geisteswissenschaften wie die Musikwissenschaft zeigen eine deutliche Neigung zum Deutschen. Weiter differenzieren ließe sich die Sache, wenn man auf stärker angewandte Bereiche der fachlichen Kommunikation eingehen würde (etwa in den Ingenieurwissenschaften), bei denen die Interaktion in eine größere Öffentlichkeit hinein konstitutiv ist.

Noch einmal vielfältiger stellt sich die Sache dar, wenn man über die verschiedenen Situationen nachdenkt, in denen Fachlichkeit und Wissenschaftlichkeit ausgeübt und signalisiert wird. Eine Abstufung entlang dieses Faktors liegt quer zu der auf den Wissenschaftstyp bezogenen Einstufung, von der wir hier gesprochen haben. Sie hat mit einer auch sprachlich variablen Reaktion auf die jeweiligen Interaktionstypen zu rechnen (vgl. dazu Eichinger 2020a und 2020b:64–66)), wobei die

adäquate Variation ein Signal für die Verlässlichkeit eines kompetenten Handelnden in einer als fachlich definierten Situation und Praxis darstellt (s. Eichinger 2016). Auf diese Punkte soll hier nicht weiter eingegangen werden. Auch sie weisen aber in die Richtung des Schlusses aus den vorherigen Ausführungen, dass der Raum der Wissenschaften – und ihrer Vermittlung – nicht gänzlich einförmig ist. Im harten Kern der sogenannten *sciences* ist er aber zweifellos praktisch einsprachig.

4. Schluss

Wie immer das genau ist, in Anbetracht seiner spezifischen Voraussetzungen, der historischen Belastungen und im auch im Vergleich mit der anderen europäischen Sprache des 19. Jahrhunderts, die nicht Weltsprache wurde, dem Französischen, hat das Deutsche einen angemessenen Status erreicht, um dessen Erhalt und Weiterentwicklung man sich natürlich kümmern sollte.

Es wird gerne von dem Verlust gesprochen, den das Deutsche in dieser Entwicklung erlitten habe, einem Verlust zudem, der noch immer weiter gehe. Tatsächlich hat das Deutsche aber, sofern man davon ausgeht, dass man als Verlust nur beklagen kann, was man vernünftigerweise erwarten oder – mit Kant – hoffen kann, eigentlich das Beste aus seinen Möglichkeiten gemacht: es ist eine große europäische Sprache, der sowohl europäisch wie international ein durchaus überdurchschnittliches Interesse entgegengebracht wird.

Literaturverzeichnis

- BECK, Ulrich / BECK-GERNSHEIM, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe, Riskante Freiheiten*. Frankfurt am Main.
- BEHRENS, Julia / FISCHER, Lars / MINKS, Karl-Heinz / RÖSLER, Lena (2010): *Die internationale Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Eine empirische Untersuchung*. Hannover.
- [Briefwechsel 1829] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Stuttgart und Tübingen: Cotta 1829. Zugänglich unter: <https://archive.org/details/briefwechselzwis51schi/page/n247/mode/2up> [15.12.2024].
- EICHINGER, Ludwig M. (1990): Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert. In: *Wirkendes Wort* 40: S.74–94.
- EICHINGER, Ludwig M. (1991): Einübung in die Bürgerlichkeit. In: MÜLLER, Bernd-Dietrich (Hrsg.): *Interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. München, S.53–70.
- EICHINGER, Ludwig M. (2016): Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt. In: DEPPERMAN, Arnulf / FEILKE, Helmut / LINKE, Angelika (Hrsg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken* (= Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2015). Berlin; Boston: S.VI–XIII.
- EICHINGER, Ludwig M. (2017): Deutsch als Wissenschaftssprache. In: MORALDO, Sandro (Hrsg.): *Die deutsche Sprache in Italien – Zwischen Europäisierung und Globalisierung* (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 120). Frankfurt am Main u. a.: S.45–70.
- EICHINGER, Ludwig M. (2020a): Fachliche Praxis und die fachliche Prägung gesellschaftlicher Interaktion. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica* 26: S.13–27.
- EICHINGER, Ludwig M. (2020b): Ökonomie der Mehrsprachigkeit. In: EICHINGER, Ludwig M. / TENDER, Tõnu (Hrsg.): *Language and economy*. Budapest: S.57–72. Zugänglich unter: <http://www.efnil.org/documents/conference-publications/tallinn-2019> [15.12.2024].
- [Eurobarometer] Eurobarometer Special 540 (2024): Die Europäer und ihre Sprachen. Bericht. Befragungen: September/Oktober 2023. Europäische Union, DOI: <https://doi.org/10.2766/4638>.
- [Eurydice Report]: European Commission/EACEA / Eurydice (2023): Key data on teaching languages at school in Europe – 2023 edition, Eurydice report, Publications Office of the European Union, Luxembourg. DOI: <https://doi.org/10.2797/529032>.
- FLECK, Ludwig (1980 [1935]): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main.
- GABELENTZ, Georg von der (1901 [1984]): *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Darmstadt.
- GABRIEL, Markus (2014): Existenz, realistisch gedacht. In: GABRIEL, Markus (Hrsg.) (2014): *Der Neue Realismus*. Berlin: S.171–199.

- GOETHE, Johann Wolfgang von (1817 [1902]): *Werke*. Herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. 41.1, Weimar.
- GOTTSCHED, Johann Christoph (1978 [1762]): Deutsche Sprachkunst. In: *Ausgewählte Werke*, Band 8 (1978). Barb. Hg.v H. Penzl. Berlin; New York.
- Goethe Institut / DAAD / IDS (Hrsg.) (2013): *Deutsch in den Wissenschaften. Beiträge zu Status und Perspektiven der Wissenschaftssprache Deutsch*. München.
- HAGÈGE, Claude (1992): *Le souffle de la langue: Voies et destins des parlars*. Paris.
- HARNACK, Adolf (1901): *Geschichte der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften*. Berlin.
- HAUFF, Wilhelm (1828): Die deutsche Literatur (1826). In: Hauff, Wilhelm: *Phantasien und Skizzen*, Stuttgart: Gebrüder Franckh: 144-152. Zugänglich unter: https://www.google.de/books/edition/Phantasien_und_Skizzen/nfE-AAAAIAAJ?hl=de&gbpv=1&pg=PP5&printsec=frontcover [15.02.2024].
- HEGEL Georg Wilhelm Friedrich (1807 [1979]): *Phänomenologie des Geistes 1807*; Abschnitt B. In: Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Werke. Band 3*, Frankfurt a. M. Zugänglich unter: <https://www.projekt-gutenberg.org/hegel/phaenom/pha4b001.html> [15.02.2024].
- KLENNER, Helmut (2011): Leibnizens Denkschriften vom 26 März 1700 „eine societatem scientiarum et artium zu fundiren“ und das Reglement der königlich-preußischen „Societät der Wißenschaften alhier“ vom 3. Juni 1710. In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* 110. 41–106. Zugänglich unter: https://leibnizsozietat.de/wp-content/uploads/2012/11/01_klenner.pdf [15.02.2024].
- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm (1999): *Philosophische Schriften*, herausgegeben von der Leibniz-Forschungsstelle der Universität Münster. Vierter Band, 1677–Juni 1690. Teil A. Berlin.
- LEPENIES, Wolf (1985): *Die drei Kulturen: Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München; Wien.
- MARTUS, Steffen (2015): *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild*. Berlin.
- MAU, Steffen (2024): *Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt*. Berlin.
- MÜLLER, Hans Peter (2019): *Das soziologische Genie und sein solides Handwerk*. Wiesbaden. Zugänglich unter: https://doi.org/10.1007/978-3-658-21163-9_2 [15.02.2024].
- MUROI, Carl / WATANABE, Toshihiko (2003): Nur Ärzte „essen“ mittags. In: *Deutsches Ärzteblatt* 2003, 100, Heft 46, A 3031–A3032. Zugänglich unter: <https://www.aerzteblatt.de/pdf.asp?id=39412> [15.02.2024].
- OSTERHAMMEL, Jürgen (2009): *Die Verwandlung der Welt*. München.
- RECKWITZ, Andreas (2024): *Verlust*. Berlin.
- RECKWITZ, Andreas / ROSA, Hartmut (2021): *Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?* Berlin.
- SCHOPENHAUER, Arthur (1991): *Parerga und Paralipomena II* (= Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden V). Zürich.
- URL 1: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/170265/umfrage/wikipedias-nach-anzahl-der-artikel/> [15.02.2024]
- WEBER, Max (1919): *Wissenschaft als Beruf*. In: Max Weber. *Schriften 1894 – 1922*. Ausgewählt und herausgegeben von Dirk Kaesler (2002). Stuttgart: 474-511. Zugänglich unter: https://www.molnut.uni-kiel.de/pdfs/neues/2017/Max_Weber.pdf [15.02.2024].
- WEHLER, Hans-Ulrich (1987): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815*. München.
- WEHLER, Hans-Ulrich (1989): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815–1848/49*. München.
- WEHLER, Hans-Ulrich (1997): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849–1914*. München.